

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 43 (1967-1968)
Heft: 3

Artikel: Nachtwache
Autor: Stickelberger, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079759>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nachtwache

Von Rudolf Stickelberger

 m Zwielicht sieht mein Patient aus wie gestorben. Aber mach dir keine Sorge: es steht um ihn lange nicht so schlimm, wie es zuerst schien. Zwei oder drei gebrochene Rippen, ein paar Quetschungen, dazu eine leichte Gehirnerschütterung. Der Chef wird entscheiden, ob er transportfähig ist und in einer Klinik daheim gepflegt werden kann. Mit dem Flugzeug geht das ja so schnell.

Er macht mir wenig Mühe. Ab und zu stöhnt er im Schlaf. Den Durst lösche ich ihm mit Tee, löffelweise. Aber das Aufstützen macht uns beiden Mühe, dem korpulenten Herrn und mir. Der Gipsverband macht ihn noch schwerer. Außerdem wacht er für diese Teelöffel-Augenblicke kaum aus dem Dauerschlaf auf, in den sie ihn gestern abend versenkt haben.

Bei starken Schmerzen soll ich ihm wieder eine Spritze geben. Sein Herz ist gut; auch da ist nichts zu fürchten.

Wäre ich beherzter, dann gäbe ich ihm des Guten zu viel; täglich hast du mich darum gebeten, dich von ihm frei zu machen. Aber wem wäre geholfen? Ihm nicht; er lebt so gern und nimmt sich so wichtig; und dir auch nicht. Wenn's drauf ankommt, willst du ja gar nicht frei sein.

Und ich? Ich weiß im Augenblick nur, daß ich selber zum Sterben müde bin, mich aber wachhalten muß. Noch vier Stunden. Dann, wenn die Ablösung kommt, werde ich das stärkste Mittel nehmen, um einen vollen Tag lang zu schlafen.

Seltsam, um zwei Uhr früh einen Brief zu schreiben, ohne das Licht anzudrehen. An diese hellen Nächte werde ich zeitlebens denken, an unsere Nächte. Solange sie uns beiden gehörten, verzauberten sie uns. Jetzt würde ich doch lieber die Lampe holen; ich fürchte mich ein wenig vor der diffusen Dämmerung. Aber meinem Patienten zuliebe lasse ich alles, wie es ist.

Gestern um diese Zeit – gestern? oder vor Monaten? – war die Schlägerei schon vorbei. Ohne dich wäre ich niemals so nah hingelaufen. Aber

du bist so bubenhaft neugierig; ich bewunderte deinen Mut und fühlte mich selbst mutig. In deinem Schutz war nichts zu fürchten.

Klug bist du auch; du weißt alles. Ohne dich hätte ich überhaupt nicht bemerkt, was vorging: nationalistische Studenten, unterstützt von halbstarken Radaubrüdern, demonstrierten gegen das kommunistische Jugendfestival. Und die Polizei, in der Gesinnung eher auf Seiten der Studenten, mußte sie auseinandertreiben, um internationale Komplikationen zu vermeiden. Das weiß ich von dir. Denn die hiesigen Zeitungen verstehe ich kaum. Wahrscheinlich läse ich sie auch nicht, wenn ich sie besser lesen könnte.

Plötzlich hast du mich fortgerissen und behauptet, der Anblick «kotze dich an». Manchmal redest du so ordinär wie ein gewöhnlicher Mensch. Aber gerade wenn du so ein gemeines Wort brauchst, spüre ich, daß du aus feinerem Holze geschnitzt bist.

Dabei warst du selbst fasziniert von der eleganten Art, mit der die Polizei den Burschen auf den Leib rückte. Wo immer sich ein Knäuel bildete, waren die Polizisten zur Stelle mit ihren schnaubenden, dampfenden Pferden. Sie arbeiteten auch ganz lautlos zwischen ihren pfeifenden und gröhrenden Widersachern, die ihnen an Zahl wohl hundertfach überlegen sein mochten.

Ihre sichere Art gefiel dir. Und erst als auch ich einmal bravo rief und in die Hände klatschte, weil einer seinen Apfelschimmel hochriß und imposant über das Gewoge herrschte, kotzte es dich an. Da wolltest du weg. So grundlos bist du sofort – warst du immer – eifersüchtig.

In den Seitenstraßen vernahm man keinen Ton mehr vom Tumult. Die große Stadt schließt im grauen Licht der nördlichen Nacht. Nur wir waren hell wach und gingen wie auf Vereinbarung dem Hafen zu; wir suchten «unsern» Weg. Nach den Fischerbarken kamen die großen Passagierschiffe. Ein besonders imposantes hieß «Völkerfreundschaft». Auf diesem, sagtest du mir, sei die ostdeutsche De-

Für diese Erzählung wurde der Autor mit dem 1. Preis des Literarischen Wettbewerbs 1967 des Schweizer Spiegel ausgezeichnet.

legation transportiert worden. Den jungen Leuten sei es bei Strafe verboten, einzeln von Bord zu gehen. Stadtbesichtigung nur in geschlossenen Gruppen; alle Mahlzeiten auf dem Schiff und viermal täglich Appell, damit keiner abspringe. Du fügst bei, das Gefühl kennest auch du von klein auf: unter Kontrolle leben.

Du bist stets über alles im Bild; ich weiß herzlich wenig. Aber ich schämte mich nicht, daß ich – und auch das mehr aufs Geratewohl – einzig die französische von der holländischen Flagge richtig unterscheiden konnte. Dir aber machte es Spaß, mich auszulachen, weil ich die belgische mit der deutschen verwechselte, die griechische mit der schwedischen, und weil ich eine dänische Fähre für ein schweizerisches Schiff hielt.

Eine halbe Stunde weiter begann «unser» Weg. Ich hatte gemeint, jeden Stein und jeden der alten Bäume einzeln zu kennen, weil wir uns ungezählte Male hier getroffen haben. Ungezählt? Ich übertreibe; ich könnte die seltenen Male einzeln aufzählen. Du hattest immer Zeit, an «unsern» Strand zu kommen. Aber meine Freistunden waren rar und fielen manchmal auf den frühen Morgen, dann wieder auf den Mittag. Erst wollte ich nicht glauben, daß du deinen ganzen Tag nach meinem Dienstplan einrichtetest. Dann freute ich mich, daß ich dir so wichtig war. Schließlich glaubte ich's dir doch, daß ich dir mehr bedeutete als Studium und Verwandtschaft und Tradition und berufliches Ziel. Auf «unserm» Weg hast du mich davon überzeugt, daß dieses Semester dein letztes von Papa bezahltes sein werde. Nachher wollest du frei sein, frei mit mir, für mich, für dich.

Mein Patient, dem ich seit einigen Stunden und noch für einige Stunden als Schwester – besser würde man sagen: als Krankenmagd – zu dienen habe, gleicht dir sehr. Oder besser: du gleichst ihm; denn du bist ja sein Sohn. Nun sehe ich, wie sich dein Gesicht entwickeln wird, wenn du alt wirst – verzeih: nicht zu deinem Vor-



Illustration Toni Businger

teil. Der hilflose Herr da im Bett weiß, wie man aufrüttelnde Dramen schreibt. Er hat die moderne Masche entdeckt, der Menschheit ganzen Jammer auf die Zuschauer loszulassen. Auch mich hat er gestern abend angepackt, der Jammer – wenn auch nicht der literarische.

Habe ich dir übrigens für das Billett gedankt, das du noch für mich ergattert hast? Der Platz war gut, zu gut für mich. Rings um uns saßen Herrschaften in großer Toilette; ich kam mir verloren vor.

Viel weiß ich nicht mehr vom Stück deines Vaters. Ich sehnte mich während allen drei Akten danach, daß du statt des Detektivs neben mir säßest und meine Hand hieltest. Aber du warst bei deinen Leuten in der Ehrenloge; natürlich, dort gehörtest du rechtmäßig hin und ich nicht.

Ihr hattet großen Betrieb dort. Deine Mutter heimste Artigkeiten und Komplimente von Herren im Frack ein und unterhielt sich charmant mit Damen, die sie nie im Leben gesehen hatte und die sie auch nie mehr sehen wird. Vielleicht, daß ein paar von ihnen morgen hier erscheinen. Die meisten aber werden sich damit begnügen, Blumen senden zu lassen und baldige Genesung zu wünschen. Schon jetzt wird die Tür durch Vasen und Arrangements verstopt; die arme Ablösung am Morgen wird ihre liebe Not haben mit den Blumen.

Auf «unserm» Weg sagtest du mir schon beim zweiten oder dritten Mal, ich sei deine gute Fee, die dich aus dem Banne der Kindheit erlösen müsse. Wir hatten an jenem Morgen noch nicht gefrühstückt. Schon um acht sollte ich antreten, und vorher hatten wir uns verabredet. Die Sonne kämpfte mit dem Nebel; man sah nicht einmal bis zu den nächsten Schären und erschrak ab und zu, wenn ein Nebelhorn von draußen gellte.

Ich begriff dich damals nicht ganz, weil ich meinte, du seiest herrlich und in Freuden aufgewachsen mit Köchin und Kinderfräulein, elektrischer Eisenbahn und Ferien an den mondän-

fahren Wasserski und flirten, daß es eine Art hat, und nachher arbeiten sie wieder wie die Pferde – eine vitale Rasse.

Mir hast du genügt, und wenn du nicht bei mir warst, der Gedanke, dir zu helfen. Ich wollte deine gute Fee sein.

Und gestern: einen ganzen, langen, freien Tag mit dir. Besser hätte es sich nicht treffen können. Es gab so viel, das wir zusammen erleben wollten: dieses Jugendfestival, an dem du mir den Unfug der gelenkten Massenpolitik demonstrierten wolltest, und abends die Aufführung.

Dein Vater, der gefeierte Autor, wollte es sich nicht nehmen lassen, der Première seines übersetzten Erfolgsstückes hier beizuwohnen. Und natürlich hat er deine Mutter mitgenommen, einmal, weil er sie an seinem Ruhm mitkosten lassen wollte, und weiter, um sie zur Hand zu haben: Für seine gestärkten Hemden und seinen tadellosen Frack, für seine Diätmittel, Schlaftabletten und Happinesspillen trug sie die Verantwortung. Du hast mir drollig genug erzählt, mit welcher Gewissenhaftigkeit sie seine Garderobe und die Hausapotheke verwaltete, wie sie sich anherrschten ließ und demütig um Entschuldigung flehte, wenn eine Einzelheit nicht nach seinem Wunsche ging.

Ich hätte den Herrn da anders erzogen. Gleichwohl dauert er mich in seinem Spitalbett. Er muß jetzt wieder Schmerzen haben. Was soll ich ihm nur geben, damit er ruhiger schläft? Du gleichst ihm wie aus dem Gesicht geschnitten – und doch wieder nicht.

Es trifft dich wohl, wenn ich immer wieder eure Ähnlichkeit unterstreiche. Du wolltest dich ja lösen – durch meine Kraft. Warum ist es mir nicht gelungen? Ich habe dich doch mit allen Kräften geliebt, so sehr, daß ich oft fast nicht wußte, woher ich die Kraft für meine Patienten noch nehmen sollte. Und sie brauchen mich doch auch – jetzt zum Beispiel der in seinen Gipsbandagen, dein grauhaariges Ebenbild.

Nachtwache

Nur konnte ich dir nie etwas von ihnen sagen. Eifersüchtig warst du auf Männer, auf Frauen, selbst auf kleine Kinder. «Herzig» oder «lieb» durfte ich niemanden nennen; es verdarb dir die Laune. Und ich hütete mich bald, auch nur den Namen eines Assistenzarztes zu erwähnen, weil du mir dann gleich ein Verhältnis mit ihm andichtetest. Deine Phantasie brannte mit dir durch. So behielt ich für mich, was mich den Tag über beschäftigte und hörte dir zu. Aber es schmerzte mich ein wenig, daß du ignoriertest, was ich leistete. Du zwangst mich, dich glauben zu lassen, ich säße den ganzen Tag am Fenster, um auf dich zu warten. Dabei hattest du recht: ich wartete wirklich einzig auf dich und ließ alles andere vorüberziehen wie im Traum: Arbeit und Essen, Arztvisiten und Patientengesichter, harte, verweichlichte, böse, sympathische.

Aber was schreibe ich da; als ob das für dich wichtig wäre! Ist dieser Brief überhaupt für dich bestimmt? Nie werde ich ihn absenden. Für die Post genügen kurze Worte; einige Worte, wie man sie in solchen Fällen anwendet: «Es kann nicht mehr weitergehen mit uns; ich werde dich zu vergessen suchen, aber nie vergessen können...» – es wird mir schon das Richtige einfallen, wenn der Tag hell geworden ist: nicht zu bitter, nicht zu sentimental und nicht zu banal. Überhaupt, ich bilde mir nicht ein, Außergewöhnliches durchzustehen. Ich bin eine von Millionen; es ist eine alte Geschichte. Nur eben: mir ist sie neu, und wem sie just passiert...

Gestern vormittag – eine Ewigkeit seither! – standen wir unter der gaffenden Menge am Bahnhof, um die übergroße Delegation aus Rußland abzuholen.

Einzig dir ging es weniger um die Russen als um unsere Landsleute, die im gleichen Zug mit den Sowjets andampften. Sie hatten den mühsamen Umweg nicht gescheut; sie pilgerten via Leningrad, die Vögel, die Finken, wie du sie nanntest, die ihr eigenes

Nest beschmutzen. Ich mußte dich halten, damit du nicht auf dem Perron aus der Reihe sprangst, als die merkwürdige Schar dahertrottete mit blassen, übernächtigen Gesichtern, zum Erschrecken fahl von der langen Reise. Am meisten ärgerte dich, daß sie unsere Fahne vor sich hertrugen.

Neben der grünen, hochrädrigen Lokomotive stellten sie sich auf, entrollten die Fahne und ordneten die Transparente, auf denen die abgedroschenen Schlagworte von Frieden und Brüderlichkeit standen. Oder «Zivilcourage!» Als ob es bei uns Mut brauchte, über das und jenes zu reklamieren, sagtest du verächtlich, während sie mit ihren jämmerlichen Plakaten vorüber zogen, voran ein paar Trachtenmädchen aus der Vorstadt und einen als Tell verkleideten, armbrustbewehrten, kümmerlichen Jüngling in ihrer Mitte. Und «Feiglinge!» riefst du ihnen zu. Die Gesinnungsgenossen auf dem Perron drehten sich bereits feindselig nach uns um; nach den Pöbeln der vorangegangenen Nacht reagierten sie gereizt.

Aber du hattest dich verbissen. Du wolltest sie nicht aus den Augen lassen, unsere sauberen Landsleute – so tituliertest du sie auch –, und wir marschierten hinter ihnen her bis zur Turnhalle, in der sie einquartiert waren.

Am Nachmittag vergaßt du absichtlich, deine Eltern auf dem Flugplatz abzuholen. Einmal sagtest du, das Festival feßle dich mehr, so etwas wiederhole sich nicht im Leben. Dann wieder wolltest du an meinem einzigen ganzen freien Tag nicht von meiner Seite weichen. Es kostete dich Überwindung genug, auch nur an den Theaterabend zu denken, der den Ruhm deines Vaters mehren sollte.

Mit bewundernswerter Findigkeit und Fixigkeit hast du uns Eintrittskarten ins Stadion besorgt. Man gab sie dir arglos, obwohl dir jeder ansieht, daß du nicht zu einem kommunistischen Festival passtest, du Verächter des Kollektivs, du von deiner Individualität berauschter Einzelgänger.

Aber mit dem Warten auf die Karten hatten wir doch viel Zeit verloren.

Der Festzug zum Stadion hatte sich längst in Marsch gesetzt, als auch wir loszogen. Straßenbahnen fuhren keine mehr auf der Strecke, und Taxis gab es auch nicht. Trotz der turbulenten Nacht und dem langen Spaziergang am Meer fühlten wir uns noch zu allen kühnen Taten aufgelegt. Wir steckten uns an und liefen neben dem Zuge her, weiße, gelbe, schwarze und braune Gruppen samt ihren Schrifttafeln überholend. Ab und zu riefst du mir beim Laufen eine übermüttige oder auch eine abschätzige Bemerkung zu. Ich konnte nie antworten, so war ich außer Atem.

Bis uns der komische Zwischenfall zur Pause zwang. Plötzlich sah ich dich zwischen zwei baumlangen Polizisten seitwärts in den Park treten. Als ich euch erreichte, standest du schon im Verhör; du zeigtest aufgeregt deinen Paß und andere Ausweise. Sie verstanden weder Deutsch noch Französisch noch Englisch und fragten dich aus in ihrer unverständlichen Sprache. Du wurdest grob und ausfällig, liefst rot an im Gesicht und drohstest ihnen mit unserer Gesellschaft. Wahrscheinlich beruhigte sie mein Dazwischenkommen; ich kann mich ja zum Glück mit den Leuten hier ein wenig in ihrer Sprache unterhalten. Sie glaubten wahrhaftig, du habest eine Rauch- und Knallbombe geworfen, die den Zug hätte stören sollen. Du seist schon am Morgen auf dem Bahnhof beobachtet worden, erfuhren wir jetzt; gewiß gehörtest auch du zu den randalierenden Studenten; als Ausländer mache man aber kurzen Prozeß mit dir.

Endlich ließen sie uns laufen, von unserer Harmlosigkeit ziemlich überzeugt. Doch wir wußten nun, daß wir die Eröffnungszeremonie endgültig verfehlten; wir sahen nicht einmal mehr das Ende des Zuges. Nach der Spannung spürten wir auch zum ersten Mal die Müdigkeit in den Beinen. Aber wir schwatzten uns darüber hinweg. Du philosophierst über ein Lieblingsthema: über den persönlichen Mut im rechten Augenblick, und erhofftest von mir das Zeugnis, du ha-

best dich vorhin bei der Arretierung als Held erwiesen. Ich versuchte deine Aufmerksamkeit auf die üppigen Blumenbeete im Park abzulenken; aber du sahst nicht hin. Die stechende Sonne setzte dir zu. Mir übrigens auch; aber wir hielten uns tapfer.

Im Stadion unterhielten wir uns nur noch flüsternd. Nicht einmal die häßlichen Ausbrüche der disziplinierten Massenhysterie vermochten uns zu deutlichen Zeichen des Abscheus zu bringen: weder die nach gellenden Silben zerhackten Sprechchöre, noch die kriegerische Blechmusik, noch das rhythmische Fähnchenschwenken der dreißigtausend hypnotisierten Jugendlichen. Sie schienen besessen von ihrer Idee. Sie nahmen ihr Dabeisein als blutigen Ernst und sahen nichts Groteskes daran, wenn die dicken Mädchen eines Entwicklungsstaates das mastige Gesicht ihres eingebildeten Diktators, überlebensgroß auf weiße Baumwolle gedruckt, auf Busen und Gesäß zur Schau trugen. Sie tobten alle wie ein Herz und eine Seele.

Wären sie nicht so im Banne ihrer Einheit gestanden, so hätten sie immerhin bemerken müssen, daß wir als einzige nicht applaudierten und keine Fähnchen schwenkten. Aber nach der ersten halben Stunde des frenetischen Enthusiasmus unterbrach Regen die Feier. Plötzlich fielen einzelne schwere Tropfen vom Himmel, und sekundenschnell verwandelte sich sein dumpfes Blau in bleernes Grau. Die Sonne, eben noch unbarmherzig sengend, verschwand hinter einer schwarzen Wand, und ein Wolkenbruch setzte ein, wie ich ihn noch nie erlebt habe. Wenige Augenblicke nur trotzte die menschliche Organisation der Natur. Dann löste sich die Völkergemeinschaft in ihre Partikel auf, die nun flutartig und regellos den Ausgängen zuströmten. An Schirme oder Mäntel hatte niemand gedacht. Du legtest mir ritterlich deine Jacke über die bloßen Schultern, und sogar im Trubel des nassen Gedränges lachten wir über die Ghana-Mädchen, die jetzt ihre Röcke mit dem Häuptling über ihre triefen-

den Kraushaare hochzuziehen versuchten.

Auf dem Rückweg verging uns das Lachen. Nicht daß sich etwas Besonderes ereignet hätte; aber wir spürten die Müdigkeit. Dazu machte uns der Hunger brummig. Du meintest, irgend etwas bekämen wir doch wohl noch zu essen. Aber die Stände unterwegs waren leergekauft, und die Restaurants in diesem Lande stehen abends ohnehin selten offen, sonntags nie. Schien da und dort noch ein Lokal nicht geschlossen, so hatten sie drinnen doch schon hochgestuhlt und winkten uns unwirsch zur Bude hinaus.

Ich spürte, wie du nach einer Aufmunterung suchtest. Wolltest du mich noch einmal mit dem Diner in eurem Hotel vertrösten? Aber das Wort, das du auf der Zunge hattest, blieb ungesprochen. Es würgte dich, das nicht eingelöste Versprechen. Da bliebst du eben stumm. Der Mut fehlte dir, und das deprimierte mich stärker als der Hunger.

Tagelang zuvor, seit du überhaupt von der Première zu Ehren deines Vaters wußtest, hattest du mir den Mund wässrig und die Gedanken schwer gemacht. Deine Eltern hatten dir aufgetragen, ihnen im besten Hotel der Stadt ein Zimmer zu besorgen, und gewünscht, du möchtest für diese Nacht in ihre Nähe ziehen. Im Grunde war dir dieses Arrangement zuwider: nicht einmal hier, klagtest du, ließen sie dich in Freiheit. Dann aber kam dir der große Gedanke: Zum Abendessen wolltest du mich mitbringen, mich ihnen vorstellen, «in aller Form», wie du sagtest. Gestern noch um diese Stunde – es ist jetzt vier Uhr früh – schwärmtet wir von den Leckerbissen, die uns erwarteten. Du wolltest deine Eltern schockieren und Wodka im Wasserglas bestellen, und ich freute mich auf Krebse mit Dill.

Doch jetzt wurdest du desto verlegener, je näher wir dem Hotel kamen. Besorgt fragtest du, ob ich nicht friere bei meiner Durchnässung. Dabei hatte sich der Wolkenbruch so schnell

verzogen, wie er aufgetaucht war, und die abendliche Sonne stach wieder ungewöhnlich heiß. Ich vermied, dich wegen deiner Pläne für den Abend zu fragen. Einmal wollte ich dir auch davonlaufen und mich in ein Tram stürzen, das in der Richtung meines Spitals fuhr. Aber dann klammerte ich mich an die Hoffnung eines Abends mit dir und trabte tapfer an deiner Seite weiter, obwohl mir vor der «Vorstellung in aller Form» graute.

Als uns der Page durch die gläserne Drehtür schob, machtest du ein böses Gesicht. Jetzt wußte ich, daß du mich ins Pfefferland wünschtest. Du schämtest dich meiner. Gewiß: mein billiges Geblümtes war von Sonne und Regenguß mitgenommen, und die Haare hingen mir in Strähnen vom Kopf. Staat war mit mir keiner zu machen.

Der Concierge musterte mich mit entsprechendem Blick. Dich kannte und grüßte er. Wer in einem Hotel der Überklasse persönlich eingeführt ist, darf sich jeden Aufzug erlauben. Aber mich, fand er, hattest du seinetwegen ruhig auf der Straße lassen können.

Bevor du dich in den Lift verstecktest, stammeltest du noch etwas an meine Adresse: «Sehen, ob sie schon da sind» und «wart doch bitte einen Moment, ich komme gleich wieder».

Du kamst aber überhaupt nicht mehr. Du liebst mich eine endlose Stunde in der ungemütlichen Halle sitzen, wo einen jeder, der vorbeigeht, schnell anstarrt und mit dem Blick fragt: Auf wen wartest denn du hier, kleiner, verstrubelter Hase? Ich wagte nicht einmal, den Waschraum aufzusuchen und mein Haar zu ordnen – aus Angst, dich zu verpassen.

Ein Herr, der ebenso untätig herumsaß und seine Schweizer Zeitung, die er vors Gesicht hielt, wohl schon auswendig gelernt hatte, fixierte mich scharf. Ab und zu zog er ein Notizbuch und las oder kritzelte auch darin.

Endlich brachte mir ein uniformierter Hotelzwerg dein Kärtchen mit deiner Entschuldigung: Dein Vater sei

Nachtwache

viel zu aufgereggt, um auch nur ein vernünftiges Wort zu sprechen, und Mama habe alle Hände voll zu tun, ihn zu beruhigen. Du könnest mich wohl heute abend nicht mehr sehen, schicktest aber hier eine Theaterkarte. «Auf bald», schloß deine flüchtige Botschaft.

Ich sah dich dann doch von weitem soupieren, als artiger Sohn deiner Eltern und ohne Wodkaglas. Der Herr mit der Zeitung hat mich zum Essen eingeladen. Als er meine Enttäuschung bemerkte, begann er in unserer breitesten Mundart ein Gespräch. Zu meinem Erstaunen wußte er bereits alles: deinen und meinen Namen; daß wir am Vormittag auf dem Bahnhof und am Nachmittag im Stadion gewesen seien; sogar deine Beinahe-Verhaftung war ihm bekannt. Er stellte sich dann als eine Art Geheimpolizist vor, der das Treiben unserer Landsleute am Jugendfestival registriere. Die Brüder – so nannte er sie – hätten bis jetzt zu keinen Klagen Anlaß gegeben. Vielleicht öffne ihnen der Kontakt mit den Fanatikern aus den Oststaaten sogar die Augen, hoffte er.

Daneben langweilte ihn seine Aufgabe, und die Beteuerung seiner Freude über das unverhoffte Zusammentreffen mit mir schien ehrlich. Mein Detektiv entpuppte sich bald als Gentleman, der einen Berg von Krebsen mit Dill auffahren ließ. Gut, daß du mich nicht gesehen hast – oder vielleicht auch schade: ich habe mir krampfhaft Mühe gegeben, ihm seine Gastfreundschaft mit blendender Laune zu vergelten. Es gelang mir sogar jenes Lachen, von dem du – ach, wie deine Phantasie übertreibt! – behauptest, es «mache alle Männer verrückt».

Mein Kavalier begleitete mich dann ins Theater; er hatte ohnehin im Sinn gehabt, sich den Abend dort zu vertreiben. Er brachte es wahrhaftig zustande, seinen Platz neben mir zu

kriegen, und als ich ihm deswegen ein Kompliment machte, wehrte er stolz ab: In seinem Berufe bedeuteten derartige Erfolge nebensächliche Selbstverständlichkeit.

So war ich wenigstens nicht der Einsamkeit ausgeliefert und zeigte wohl eine weniger trostlose Miene als du. Man hätte dir einen Spiegel in deine feudale Loge geben sollen: Du saßest auf Nadeln, während sich dein Vater im Ruhme des Ereignisses sonnte und deine Mutter sich mitbesonnen ließ.

Aber vom Stück, ich sagte es schon, ist mir nichts in Erinnerung, gar nichts außer dem fatalen Ende. Und nun muß ich dir gestehen: Im Augenblick, als der Aufschrei durch das Theater gellte, habe ich gelacht, wahrscheinlich laut gelacht. Mein Benehmen fiel weiter nicht auf, und falls man mich lachen gesehen oder gehört hat, nahm man es wohl als hysterischen Ausbruch.

Aber ich lachte, weil so viel falscher Pomp, so viel Eitelkeit, so viel Schein und – das geht dich persönlich an – so viel Feigheit bei diesem verblüffend-lächerlichen Finale krepiente.

Wie sie alle höflich klatschten am Schluß, wie sie die Schauspieler mit Blumen traktierten, wie sich der Vorhang einmal ums andere öffnete und schloß, und wie sie schließlich nach dem Autor riefen! Der Theaterdirektor holte deinen Vater feierlich aus der Loge, um ihn auf die Bühne zu geleiten. Aber der Weg durch den Korridor war weit, und die Herren nahmen ihrer Würde zuliebe nur kleine Schritte, obwohl sie gerne gehüpft und gesprungen wären vor Ungeduld. Jedenfalls senkte sich, als sie anlangten, vor dem samtenen bereits der eiserne Vorhang. Da aber ein paar Unentwegte immer noch klatschten und nach dem Autor begehrten, ließ der Direktor das Feuertürchen öffnen, legte dem Dichter einen mächtigen Strauß Gladiolen in die Arme und bat ihn, seinem huldigenden Publikum nun Reverenz zu erweisen. Die meisten Besucher zwar drängten sich schon in der Garderobe. Aber die Aushar-

renden begannen neuerdings und kräftiger zu applaudieren und bravo zu schreien, und dieses Mal – verzeih, kotzte es mich an.

Dein Geehrter dankte, winkte unter seinen Gladiolen hervor, verneigte sich und tat endlich den verhängnisvollen Schritt über die Rampe hinaus: Das rote Tuch, das den tiefer liegenden Orchesterraum verdeckte, gab nach, und der Umjubelte verschwand samt seinem Bukett zwischen Kontrabässen und Geigenständern.

Warum ich dir erzähle, was du selbst von der Loge aus miterlebt hast? Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich, weil du diesen Brief nie zu sehen bekommst. Oder eher, weil ich mir vieles von meinem entzweigebrochenen Herzen schreiben muß, dem es «just passiert» ist.

Mittlerweile ist heller Tag geworden. Mein Patient will erwachen; er schläft unruhig und stöhnt häufiger.

Weshalb rede ich da immer von «meinem» Patienten? Nur weil er dein Gesicht hat, wenn auch älter und aufgebrauchter, und weil ich ihn privat für mich habe, wenigstens diese eine Nacht?

Nichts habe ich dazu getan, daß er mein Patient geworden ist: Als ich mich nach dem Theater zum Dienst meldete – mein Kavalier hatte sichs nicht nehmen lassen, mich im Taxi durch die mitternächtliche Dämmerung bis zum Spital zu begleiten – empfing man mich mit der Nachricht, man brauche mich dringend auf der Privatabteilung; dort liege ein soeben ärztlich behandelter Notfall, ein Herr aus meiner Heimat.

Meine Ablösung ist da. Ich höre, wie sie sich im Office ihren Morgenkaffee kocht. Verschwinden, bevor sie mich festhält und mir ihre schalen Liebesgeschichten ausplappert!

Und froh bin ich, wenn sich mein Patient, falls er je an seinen nordischen Theaterabend zurückdenkt, nie an die Schwester erinnern kann, die bei ihm wachte, weder an ihr Gesicht noch an ihren Namen.

Die vier Photos

stammen von Jean Mohr, Candid Lang, Bruno Kirchgraber, Walter Studer.